

Emily Gillmor Murphy

**JETZT
UND
HIER**
UND VIELLEICHT
FÜR IMMER

Roman

Aus dem Englischen
von Kerstin Winter

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»You and I« bei Transworld Ireland.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Copyright © 2012 by Emily Gillmor Murphy
Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe bei
Droemer Verlag. Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Gettyimages / Paul McGee
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51232-6

2 4 5 3 1

Meiner Familie, die mich immer unterstützt,
und meinen Freunden für ihre endlose Inspiration.

OLIVE

Der eiskalte Wind verschlug mir den Atem. Ich machte den Mund auf und zu und versuchte, Worte hervorzubringen. Der Wind schien aus allen Richtungen zu kommen. Jeder Zentimeter Haut, der nicht geschützt war, fühlte sich taub an.

»Zu den, ähm ... Newman Buildings, bitte?«

Rasch blickte ich erneut in den dicken Stapel an Blättern, die das College mir geschickt hatte, und betete, dass ich es richtig gesagt hatte. Zum Glück wusste der Ausländer Bescheid und wies mir den Weg. Ich murmelte einen Dank, schlang mir meinen Schal enger um den Hals und lief hastig in die Richtung, in die er gezeigt hatte. Natürlich war mir die Ironie der Sache nicht entgangen: Ein Ausländer hilft einer Irin, sich in einem Dubliner College zurechtzufinden. Andererseits kam ich mir selbst wie eine Fremde vor, hier in dieser verwirrenden Großstadt, die mir ein Rätsel war. Ich hatte mein bisheriges Leben in der kleinen Stadt Wexford auf dem Land verbracht, nur zwei Autostunden von Dublin entfernt, aber Wexford und Dublin hätten ebenso gut auf den entgegengesetzten Seiten der Erdkugel liegen können. Dort, wo ich herkam, konnte man sich nicht umdrehen, ohne Grün zu sehen. Grüne Felder, grüne Bäume. Darauf konnte man sich verlassen. Aber hier, hier sah man jedes Mal etwas Neues, wenn man auch nur blinzelte.

Die Leute, die an mir vorbeirannten, waren von Kopf bis Fuß mit Schals, Mänteln und Handschuhen verhüllt. Sogar das Wetter war irgendwie anders. Klar, auch in Wexford war es kalt gewesen, aber die Dubliner Kälte schien von einem anderen Typ zu sein – bitterer, harscher. Alles an dieser neuen Umgebung schüchterte mich ein, aber nichts konnte meine Aufregung dämpfen.

Ich wusste, dass ich das richtige Gebäude gefunden hatte, als ich das Banner sah, das vom Dach herabhing: *Willkommen, UCD-Erstsemester*. Von außen war das Gebäude nichts anderes als ein grauer Betonblock, kalt und wenig einladend. Sobald ich aber durch die Tür trat, änderte sich das schlagartig, und meine Sinne wurden von Musik und Farben nahezu geflutet.

In der gewaltigen Eingangshalle waren zwanzig bis dreißig Stände aufgebaut worden, und jeder hatte eine andere Bezeichnung, jeder seine eigene knallbunte Dekoration. Direkt zu meiner Linken befand sich ein Tisch, der die Dutch Society zu vertreten schien, doch als ich näher hinsah, entdeckte ich, dass es nichts mit Holland zu tun hatte. Auf den Fotos, mit denen der Stand sich schmückte, waren Leute zu sehen, die Dutch Gold tranken – ein billiges, ziemlich ekliges Bier. Über dem Stand rechts von mir starrten mir die grellbunten Neonbuchstaben *LGBS* entgegen, die sich bei näherer Betrachtung als Logo der Society für Lesben, Schwule und Bisexuelle entpuppten. Versteckt in einem Winkel sah ich ein kleines Schild, auf dem *Heteros willkommen* stand.

Ich schob mich weiter in die Halle hinein; sie war voll mit Leuten, die genauso verloren aussahen, wie ich mich fühlte. Ich fuhr zusammen, als mir jemand auf die Schulter

tippte. Ich drehte mich um und erblickte ein sehr großes, schlankes Mädchen mit lila gefärbten Haaren und dazu passendem Lidschatten.

»Hallo. Bist du Erstsemester?«

»Ähm ... ja«, sagte ich zögernd.

Das Mädchen trug ein schwarzes T-Shirt mit dem Aufdruck *Drama Society*.

»Was ist denn hier eigentlich los?«

»Erstsemesterwoche. Hast du noch nicht davon gelesen? Steht im Studentenführer.«

Ich schüttelte den Kopf. Das UCD hatte mir den Führer mit dem Bescheid geschickt, dass ich angenommen worden war. Ich hatte in das Buch reingesehen, aber schon nach ein paar Seiten aufgegeben; es war extrem anstrengend zu lesen gewesen.

»Macht ja nichts. Jedenfalls findet die Erstsemesterwoche immer zu dieser Zeit statt. Die Societys präsentieren sich und versuchen, neue Mitglieder anzuwerben.«

»Ah, okay«, sagte ich.

»Hast du vielleicht Lust, der Theater Society beizutreten? Wir führen so um die acht verschiedene Stücke im Jahr auf.« Sie hatte eine gute Verkäuferinnenstimme.

»Ich kann nicht schausp...«, begann ich, aber sie unterbrach mich, bevor ich den Satz beendet hatte.

»Das macht überhaupt nichts. Bei uns gibt es viel zu tun, was nichts mit Schauspielerei zu tun hat. Schreiben zum Beispiel, Bühnenbild, Make-up, Regie, Bühnen –Management ... außerdem lernt man wirklich schnell Leute kennen.«

Ich wusste, dass sie nicht lockerlassen würde, bis ich mich eingetragen hatte. »Okay ...«

»Großartig. Nur zwei Euro.«

Ich durchsuchte meine vollgepackte Tasche nach meinem Portemonnaie. Als ich ihr das Geld gab, bekam ich eine kleine Tüte mit Bonbons, Coupons und einer Mitgliedskarte zurück.

»Weißt du, wie spät es ist?«, fragte ich, während ich die Süßigkeiten in meine Tasche zu quetschen versuchte.

»Ja. Viertel nach zwölf.«

»Viertel nach zwölf? Mist, dann komme ich zu spät.«

»Ach, mach dir nichts draus. Am ersten Tag kommt jeder zu spät.«

Aber ich hörte schon nicht mehr zu. »Ich muss los ... Danke.«

»Kein Problem!«, rief sie mir nach.

Es kostete mich meine ganze Selbstbeherrschung, nicht loszusprinten. Ich war stocksauer auf mich selbst. Seit Jahren hatte ich davon geträumt, auf dieses College zu gehen, und den ganzen Sommer von nichts anderem geredet, und nun kam ich zu spät! Dabei kam ich nie zu spät! Ich war immer zuverlässig und gut organisiert. Zum Glück fand ich den Hörsaal schnell. Es war der größte in dem Gebäude, und zahlreiche Schilder wiesen den Weg. Ich blieb stehen und holte tief Luft. In der Tür war ein kleines rundes Fenster, durch das ich hineinblicken konnte. Der Saal war fast voll, doch es gab ein paar freie Plätze weiter unten, ungefähr auf der Hälfte der Treppe. Wieder atmete ich tief ein. Ich war jetzt ruhig und gefasst, ich war wieder okay.

Zumindest bis ich in die Vorlesung stolperte. Und wenn ich stolpern sage, dann meine ich auch stolpern. Ich polterte eine Treppe hinunter, die steiler nicht hätte sein können, und selbstverständlich ergoss sich der gesamte Inhalt meiner Tasche über die Stufen und kullerte unter die Sitze der Leute, die am Rand saßen. Zwar störte mein peinlicher

Auftritt kaum den Redefluss der Dozentin, aber ich spürte sämtliche Augenpaare auf mir. Und es war unmöglich, das unterdrückte Gelächter zu überhören.

Ich sammelte hastig auf, was nicht aus meiner Sicht verschwunden war, und drückte mich auf den nächstbesten freien Platz. Dass mein Gesicht tomatenrot anlief, war mir klar, und das machte die Panik, die in mir aufgestiegen war, nur noch schlimmer. Erneut versuchte ich es mit langen, tiefen Atemzügen, aber als mir der Junge auf dem Platz neben mir verstohlene Blicke zuwarf, merkte ich, dass ich ziemlich laut schnaufte.

Bleib ruhig, alles ist gut. Konzentrier dich auf das, was die Dozentin sagt.

Hinter der Rednerin stand in großen projizierten Lettern *ENG10100 – LITERATUR IM KONTEXT* an der Wand, und sie sprach darüber, welche Themen sie im kommenden Jahr behandeln würde. Ich schlug meinen Block auf und suchte in der Tasche nach einem Stift, nur um festzustellen, dass ich bei meinem Sturz anscheinend alle verloren hatte. Ich sah mich um. Alle Anwesenden hatten die Köpfe gesenkt und schrieben eifrig mit. Der Junge neben mir füllte bereits die zweite Seite, obwohl die Frau vorne höchstens zehn Minuten gesprochen haben konnte.

Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte. Die Dozentin würde bestimmt bemerken, dass ich von ungefähr fünfhundert Studenten die Einzige war, die nicht schrieb. Den Jungen neben mir nach einem Stift zu fragen, traute ich mich nicht. Ich wollte nicht gleich als Quatschtante abgestempelt werden. Außerdem fürchtete ich, dass er mich anschnauzen würde, weil ich ihn beim Mitschreiben störte. Also blieb mir nichts anderes übrig, als zuzuhören, mir alles, so gut es ging, zu merken und es später aufzuschreiben.

Es dauerte jedoch nicht lange, bis mir klar wurde, dass das ein Ding der Unmöglichkeit war. Die Dozentin sprach enorm schnell und sprang von einem Thema zum anderen, ohne Luft zu holen. Waren wir gerade noch bei *Hamlet*, redeten wir einen Moment später schon von *Harry Potter und der Stein der Weisen*.

Am Ende der Vorlesung schwirrte mir der Kopf. Ich wollte mich nur einen Moment zurücklehnen und alles verarbeiten, was eben geschehen war, da erkannte ich meinen Fehler: Ich saß am Gang. Und bevor ich noch Zeit hatte, meinen Block zurück in die Tasche zu stopfen, stand der Junge neben mir auch schon, und hinter ihm wartete mindestens ein Dutzend Leute darauf, dass ich den Weg freigab. Da ich fand, dass ich für heute genug gedemütigt worden war, ließ ich Block und Tasche einfach am Platz, trat in den Gang und murmelte eine Entschuldigung, als eine scheinbar endlose Prozession von Menschen an mir vorbeizog.

Als ich endlich an meinen Platz zurückkehren konnte, um meine Sachen zusammenzuraffen, war der Hörsaal bis auf ein paar Nachzügler leer. Jemand tippte mir auf die Schulter, und ich fuhr zusammen. Fast hätte ich erneut meine Tasche fallen lassen. Hinter mir stand die Dozentin. Sie war klein und zierlich und hatte ihr blondes Haar zu einem Knoten zusammengefasst. Sie hielt mir zwei meiner Stifte hin.

»Die sind bis nach unten gerollt.«

»Danke.« Heiße Röte stieg mir ins Gesicht. »Es tut mir echt leid, dass ich zu spät gekommen bin. Ich habe mich verlaufen und bin ... ähm ... aufgehalten worden, aber es wird bestimmt nicht wieder vorkommen.«

Nun fing ich auch noch an zu stammeln!

Sie lachte. »Machen Sie sich nichts draus. Die erste Vorlesung ist sowieso meistens ziemlich unwichtig.«

Aha. Das würde den Jungen, der eben neben mir gesessen hatte, bestimmt nicht freuen.

Mit einem letzten Lächeln ließ sie mich stehen und ging zur Tür.

Die restlichen Vorlesungen an diesem Tag verliefen nicht so katastrophal wie die erste. Ich hatte zwar auch in den anderen keine Ahnung, worüber die Dozenten eigentlich sprachen, aber wenigstens fand ich rechtzeitig die Hörsäle und war in der Lage, mir Notizen zu machen. Na ja, mit einer Ausnahme. Der Dozent von *Irische Literatur* hatte einen so starken nordirischen Akzent, dass ich mir nicht sicher war, ob er wirklich Englisch sprach.

Nach der letzten Stunde fühlte ich mich wie erschlagen. Am liebsten wäre ich nach Hause gegangen, aber das ging natürlich nicht.

Ich war sechzehn gewesen, als ich mir in den Kopf gesetzt hatte, dass es das UCD sein musste. Bis zu diesem Moment war selbst ich davon ausgegangen, dass ich auf irgendein College bei uns in der Nähe gehen würde, wie alle meine Freunde es vorhatten; es wäre bequemer und einfacher gewesen. Ich hätte meine Freunde behalten, wäre mit denselben Jungs ausgegangen, und nichts hätte sich geändert. Wahrscheinlich hatte mir genau das am meisten Angst gemacht. Die plötzliche Erkenntnis, dass ich mein ganzes Leben an ein und demselben Ort verbringen konnte, ohne jemals die Spannung und die Aufregung zu spüren, die man nur dann erleben kann, wenn man etwas tut, das sich außerhalb der eigenen Komfortzone befindet. Meine Eltern zum Beispiel: Sie hatten sich in der Schule

kennengelernt, waren aufs gleiche College gegangen und hatten danach sofort geheiratet und Kinder in die Welt gesetzt. Ich verachtete meine Eltern bestimmt nicht deswegen, denn sie liebten einander und das Leben, das sie führten, auch. Aber für mich kam es nicht in Frage. Ich wollte mehr. Und deswegen hatte ich beschlossen, dass ich mich lieber vor dem Unbekannten fürchtete, als mich in einem Leben einzurichten, das mir niemals reichen würde.

Wieder musste ich Passanten um Hilfe bitten, um das Merville-Wohnheim zu finden, in dem ich mein Zimmer hatte. Ich sah mich nach Leuten um, die mir halbwegs freundlich erschienen, aber die ersten beiden, die ich fragte, schickten mich jeweils in eine ganz falsche Richtung. Erst ein Mann, der starke Ähnlichkeit mit einer Figur hatte, die man gemeinhin in Tim-Burton-Filmen erwartet, zeigte mir den richtigen Weg. Die Gebäude des Wohnheims befanden sich am Campusrand. Man hatte mir gesagt, dass praktisch alle Neulinge hier wohnten und es sich um die Party-Zentrale handelte. Das Haus erinnerte mich an das Newman-Gebäude, in dem ich eben noch gewesen war: ein Betonklotz, der keinen Funken Gemütlichkeit ausstrahlte. Ich konnte nur hoffen, dass auch hier das Innere eine angenehme Überraschung sein würde. Vorsichtshalber warf ich noch einen Blick auf den Brief des UCD, bevor ich die Tür zu meinem neuen Zuhause, Zimmer 4, Block F, öffnete.

Ein Geruch, den ich nicht zuordnen konnte, schlug mir entgegen, und ein Mädchen, das lautstark in sein Telefon sprach, drehte sich zu mir um.

»Oh, mein Gott, das klingt echt geil. Ich bin so was von dabei! Aber ich muss jetzt auflegen, meine Zimmergenossin ist irgendwie gerade gekommen. Klar, ich bring sie

mit. Ciao, Babe.« Sie legte auf, und bevor ich noch ganz eintreten konnte, stand sie schon vor mir. »Hi, ich bin Rosanna, aber irgendwie nennen mich alle Roz. Wohnst du auch hier? Wir haben uns irgendwie alle schon Zimmer ausgesucht, fürchte ich, aber keine Angst, die sind irgendwie alle gleich. Wie war dein erster Tag? Oh, Gott, ich habe irgendwie alle Vorlesungen verpasst. Ich hab mich mit Freundinnen getroffen, die irgendwie alle auch hier studieren, und wir haben irgendwie die Zeit vergessen. Ich bin irgendwie garantiert die mieseste Studentin, die es gibt.«

Wie erschlagen starrte ich sie an. Unglaublich, wie viele Irgendwies man in einem Satz unterbringen konnte.

Rosanna war groß und hübsch. Sie hatte glattes blondes Haar und war stark geschminkt, aber es passte zu ihrem Gesicht. Sie schien ein kleines Problem damit zu haben, den Blick zu fokussieren, und ich hatte den Verdacht, dass es etwas mit dem süßlichen Geruch zu tun hatte, der in der Luft lag und stärker wurde, als ich eintrat.

»Hi, ich bin Olive. Bin ich die Letzte?« Ich blickte ihr über die Schulter, um zu sehen, wo ich das kommende Jahr wohnen würde.

»Ja, bist du, die andere, die hier wohnt, heißt Beth, und ist total nett, Medizinstudentin, also auch super-nerdy. Sie war um die Mittagszeit hier, um ihren Kram auszupacken, und ist dann wieder los. Sie hat bis neun Seminare – bis neun! Krass, oder? Ich würde sterben! Oh, Gott, ich steh dir ja total im Weg. Komm rein, komm rein!« Und damit winkte sie mich hinein.

Mein neues Zuhause bestand aus drei winzigen, absolut gleichen Schlafzimmern, einem Bad und einer Küche, die mit einem kleinen Wohnbereich verbunden war, in dem

eine Couch stand. Die Einrichtung war in langweiligen Brauntönen gehalten, und in der Spüle stand bereits schmutziges Geschirr. Ich war mir nicht sicher, wie drei Leute in so einer kleinen Wohnung leben sollten, und als ich zur Decke hinauf sah, entdeckte ich diverse Flecken und ein T-Shirt, das um den Feuermelder geschlungen war. Rosannas Augen folgten meinem Blick.

»Oh, Gott, tut mir echt leid. Ich hab bloß eben eine geraucht, und normalerweise gehe ich immer raus, aber heute ist es so verfickt eisig draußen, und daher hab ich das T-Shirt um das Feuerding gewickelt, damit der Alarm nicht losgeht und uns alle in Schwierigkeiten bringt, aber wenn dich der Rauch nervt, dann mach ich die Fenster auf, okay?«

Ich brauchte einen Moment, um ihrem Redefluss zu folgen, während sie auf eine Reaktion meinerseits wartete und mich anlächelte.

»Nein, schon gut«, murmelte ich schließlich. Ich wusste noch immer nicht, was ich von ihr halten sollte. »Und was studierst du so?«, fragte ich daher, während sie sich die nächste drehte.

»Politik.« Sie zündete die Zigarette an. »Totaler Schwachsinn. Aber mein Dad wollte das so. Er ist ein Arsch.«

Der Gedanke, dass ich vielleicht neben einer zukünftigen Abgeordneten saß, die sicherlich mehr als nur eine Zigarette geraucht hatte, belustigte mich.

»Und du?«, fragte sie.

»Geisteswissenschaften«, erwiderte ich.

»Oh, mein Gott, ich bin so unhöflich. Willst du auch?« Sie hielt mir die Zigarette hin.

»Ähm, nein, danke.« Ich hatte weder Zigaretten noch

etwas anderes je geraucht, aber meine Neugier war stärker als meine Verlegenheit. »Ist das Gras?«

»Nee. Von Gras werde ich immer hundemüde ... das ist irgendein chemischer Kack aus dem Headshop. Keine Ahnung, was da alles drin ist, aber man kommt irgendwie gut drauf.«

Erst jetzt bemerkte ich, dass ihre Hände zitterten.

»Und du bist sicher?« Sie zog die Kippe aus dem Mund und bot sie mir wieder an.

Ich schüttelte den Kopf.

»Wenn du später willst, Süße, dann sag's mir einfach, okay?«

»Ja, danke.«

Rosanna war nett, wenn auch ein bisschen anstrengend.

»Ich hab vorhin ein Mädels kennengelernt, Alison heißt sie. Sie wohnt nur zwei Häuser weiter. Sie schmeißt heute eine große Party, und später wollen wir alle noch in die Stadt. Du musst unbedingt mitkommen.«

»Aber es ist doch Montag ...«

»Na und?« Rosanna sah mich an, als verstünde sie meinen Einwand nicht.

»Ich hab außerdem überhaupt nichts Anständiges zum Anziehen hier. Mein Vater bringt mir erst morgen meine Koffer.«

Roz machte eine abwehrende Geste. »Das macht doch nichts. Du kannst dir was von mir leihen«, sagte sie ohne zu zögern. »Und dein Dad bringt dir wirklich deine Sachen her? Das ist ja süß!«

»Ja, schon.« Ich war mir nicht sicher, ob sie es ernst meinte. »Ich wollte nicht den ganzen Tag schwere Koffer hinter mir herziehen, also hat er mir angeboten, sie nachzubringen.«

Plötzlich sprang Roz auf und begann, im Zimmer Kreise zu ziehen. Stillsitzen war offenbar nicht ihr Ding.

»Oh, Gott, das hört sich an, als ob dein Vater ein echter Schatz ist. Meine Eltern sind irgendwie total nervig, mein Vater redet immer nur von Geld, Geld, Geld; ich meine, wen interessiert das schon? Und meine Mutter kümmert sich mehr um ihren Ruf als um mich. Die ist total happy, dass ich endlich aus dem Haus bin.«

Roz redete so schnell, dass ich kaum folgen konnte.

»Wo kommst du denn her?«, fragte ich.

Sie zog an dem Joint. »Aus Dublin.«

»Oh ... und wieso wohnst du dann auf dem Campus?«

»Weil ich nicht noch ein Jahr bei diesen Vollpfosten von Eltern bleiben wollte.«

Ich spürte, wie ich rot wurde. »Entschuldige. Ich wollte nicht aufdringlich sein. Wenn du nicht darüber reden willst ...«

»Schon okay, Süße, kümmert mich echt nicht. Ich bin das schwarze Schaf in meiner Familie. Ich hab einen Bruder, der ist so was von Unternehmer, das glaubst du nicht. Er hat irgendeinen Lieferservice, aber ich hab echt keine Ahnung, was er liefert. Hoffentlich Drogen, dann hätte er wenigstens eine spannende Facette ...« Roz lachte laut über ihren Witz.

Ich lachte mit, obwohl ich nicht wirklich verstand, was so lustig daran war.

»Wahrscheinlich weiß kein Schwein, was er wirklich macht, aber meinem Dad ist das egal, weil er richtig viel Kohle verdient. In meiner Familie ist das alles, was zählt, daher ist er der Goldjunge. Trotzdem ist mein Bruder ver-fickt langweilig, genau wie meine Eltern. Langweilig bin *ich* zumindest nicht ...«

Ich stand einfach nur da und nickte. Wahrscheinlich war es am besten, sie weiterplappern zu lassen.

»Ich mache nur Ärger ...« Sie zwinkerte mir zu. »Einmal kam ich sturzbesoffen nach Hause und hab meiner Mutter auf ihr Valentino-Kleidchen gekotzt ... Du hättest mal ihr Gesicht sehen sollen – herrlich! Na ja, als es dann um die College-Frage ging, waren alle froh, mich loszuwerden. Aus den Augen, aus dem Sinn, wenn du weißt, was ich meine.«

»Ja, ich denke schon«, murmelte ich. Ich kam nicht darüber hinweg, dass dieses Mädchen, das ich gerade erst kennengelernt hatte, mir schon ihre halbe Lebensgeschichte erzählte.

Unbeeindruckt von allem, was sie gerade gesagt hatte, ließ Roz sich auf die Couch sinken. Ihr Körper war zur Ruhe gekommen, nur ihre Hände zitterten noch immer, als sie wieder an dem Joint zog. Ich verstand es nicht – wie konnte man so über seine Familie reden? Meine Familie bedeutete mir alles. Lag es an den Drogen, dass sie so etwas sagte? Quatschten die Leute dummes Zeug, wenn sie high waren? Ich hatte bisher nur eine einzige Person gekannt, die Drogen nahm; ein Mädchen von meiner Schule in Wexford, das eine Jahrgangsstufe höher gewesen war. Der einzige Nebeneffekt, den ich bei ihr hatte feststellen können, war ein unkontrollierbarer Appetit gewesen, und trotzdem hatte man sie fast einmal wöchentlich beim Kiffen erwischt. Klar, dass sie immer dicker geworden war.

Rosanna holte mich aus meinen Gedanken. »Also – gehst du nachher mit?«

»Oh, ähm ... ich weiß nicht«, stammelte ich.

»Ach, komm schon. Es wird bestimmt lustig.«

Mir war eher danach, früh ins Bett zu gehen, aber Rosanna war der erste Mensch heute, der wirklich nett zu mir war, und so lächerlich es auch klang – ich wollte, dass sie mich mochte.

»Okay«, sagte ich also schließlich. »Danke.«

»Passt schon, Süße. Das wird krass heute Abend.« Und wieder zog sie an dem Joint.